

Beilage zu Nr. 146 des Enzthälers.

Neuenbürg, Sonntag den 15. September 1889.

Kronik.

Württemberg.

Allgemeine Obstausstellung und 12. Versammlung deutscher Pomologen und Obstzüchter in Stuttgart vom 22. bis 30. September d. J.

Aus Veranlassung der Tagung des deutschen Pomologenkongresses, der sich alle drei Jahre in einer anderen Stadt des deutschen Vaterlandes versammelt und zuletzt (1886) in Meissen, Königreich Sachsen, tagte, und zu Ehren des 25jährigen Regierungsjubiläums Sr. Maj. des Königs hat, wie die Leser schon aus früheren Rundschreibungen erfahren haben werden, der Württembergische Obstbauverein, kräftig unterstützt durch die Königl. Württ. Regierung, verschiedene andere Regierungen und viele Freunde und Beförderer des Obstbaus es unternommen, eine Ausstellung von Obst inkl. Trauben, von Obstbäumen, Obstserzeugnissen, Werkzeugen und Maschinen aller Art im Dienste des Obstbaus und der Obstverwertung, von wissenschaftlichen Arbeiten und von Gemäusen in diesem Herbst zu veranstalten. — In der Gruppe I. Obst loben sich über 90 Aussteller, darunter vielfach Vereine, mit ca. 5000 Tellern, angemeldet. Dank der Bedeutung einer ganz Deutschland umfassenden Ausstellung und den in Aussicht stehenden, zum Teil wertvollen, Staats- und Ehrenpreisen haben die Obstzüchter Deutschlands, vor allem natürlich diejenigen Württembergs, allem Aufgebote, um schöne und interessante Kollektionen von Äpfeln, Birnen, Steinobst, Beerenfrüchten, besonders auch Trauben, zustande zu bringen. Stuttgart, beziehungsweise Cannstatt, hat schon viele schöne Obstausstellungen aufzuweisen gehabt. Aber noch niemals hatten wir eine deutsche in unsern Räumern. Dieser deutsche Charakter, wie er aus den sich beteiligenden Staaten und Provinzen hervorgeht, dürfte auch für das obstkundige Publikum ein besonderen Anreiz zum Besuch abgeben. In der Gruppe II Obstbäume wird die Konkurrenz eine sehr lebhaft werden, und werden verschiedene größere Baumschulen noch außer Konkurrenz ihre Leistungsfähigkeit vor Augen stellen. Die Anmeldungen in Gruppe III Obstserzeugnisse, als da sind: Marmelade, Gelee, Pasten, Obstweine, Beerenobstweine, Säfte, Liköre, Branntweine, Naturweine aus Trauben, Schaumweine aus Trauben, weisen 44 Aussteller auf. Von großer Wichtigkeit wird auch die Konkurrenz in Gruppe IV Maschinen und Geräte, z. B. Obstdrörrn, Hülsmaschinen dazu, Obstaufbewahrungs-Einrichtungen, Versandkörbe, Verpackungarten, Obstmühlen, Traubenrapseln, Pressen, Werkzeuge für Obst- und Gartenbau, Schutzvorrichtungen, Spaliergestellen, Eisketten sein, da sie das Neuzeitliche und Erprobteste bringen wird. In Gruppe V werden die wichtigsten Fachschriften, Entwürfe und Pläne zur Anlage von Obstgärten, Nachbildungen von Obst in Modellen und Präparaten vertreten sein. Zum Schluß wird auch der Gemüsebau in frischer, gedörrter und konservierter Ware sich würdig anschließen.

Von welchem Interesse die Beratungen des Pomologenvereins sein werden, dürfte aus der Einführung der Beratungsgegenstände hervorgehen. Am Mittwoch, den 25. September wird Garteninspektor Koch in Braunschweig die Frage einleiten: Welche Äpfel- und Birnsorten werden in Deutschland am meisten angebaut und unter welchen Bedingungen? Landwirtschafts-Schul-Direktor Brugger aus Bausen wird die Frage der Bereitung von Gelee aus Obstresten und unreifem Obst behandeln. Nachmittags nach dem Festessen findet gemeinschaftliche Fahrt auf der Panorambahn nach der Station Hofenberg und dem Aussichtsturm statt. Am Donnerstag, den 26. September, wird die Bereitung und Kellerbehandlung des Obstweins von Oekonomierat Stirm, und sodann die Frage: Welche Fortschritte sind bei der Beerenweinebereitung in

den letzten Jahren gemacht worden, und welche Zukunft hat dieselbe überhaupt? von Garteninspektor Nathan in Rottweil eingeleitet. Nach dem gemeinschaftlichen Mittagessen findet eine Exkursion mit der Fahrrad- und Filderbahn nach Hohenheim zum Besuch der dortigen landwirtschaftlichen Lehranstalt statt. Am Freitag, den 27. September, wird Bericht über die Ausstellung mit nachfolgender Besprechung über dieselbe erstattet werden. Nachmittags Besuch des kgl. Landhauses Rosenheim, des kgl. Schlosses Wilhelmma und der Königl. Villa Berg. Samstag, den 28. September, Besuch des Landes-Vollfestes in Cannstatt. Sonntag, den 29. September, Fahrt auf den Hohenzollern und nach Neutlingen (pomolog. Institut von Encas.) Zu diesen Verhandlungen der deutschen Pomologen und Obstzüchter sind deshalb alle Obstzüchter und Freunde des Obstbaus freundlich eingeladen.

Miszellen.

Reichshilfe.

(Aus dem Hessischen Sonntagsblatt.)

(Schluß.)

Dann sprach ich zu ihm, der so dankbar war für die „Reichshilfe“ (dieses Wort gebrauchte er immer wieder) etwas von einer andern Reichshilfe und von einem andern Reiche und seinen rettenden und heilenden Kräften. Anfangs sah er mich fragend und erstaunt an, dann aber blinzelte er mit seinen schwarzen Auglein, als wollte er sagen: „Ich verstehe dich ganz wohl und kenne das Himmelreich und seinen König und Arzt der Seelen.“

„Wenn man doch an ein solches Bett führen könnte alle Ungeduldigen und alle Nimmerjatten und alle, die ihr Leben lang Prozeß führen gegen ihr Schicksal und es im Grund doch nur selbst verderben, und alle Nervösen, Mörgeleer und Krakehler, auch alle, welche gegen die neuen Reichsgesetze schimpfen, weil sie mißbraucht werden von einigen Simulanten und Heuchlern, leider! Trägt die köstliche Gottesgabe, der Wein, die Schuld, wenn sich die Menschen daran übernehmen, also daß ihnen der Segen zum Schaden wird?“

Die dankbare Anerkennung eines armen Grubenarbeiters ist der schönste irdische Lohn, welchen sich Christenliebe und Christentreue wünschen kann.

„Ja“, sprach der Hüne nebenan, „der hat's gut! Aber ich? Die deutschen Arbeiter sind versorgt. Aber die Fremden? Wer sorgt für uns?“

Der Mann war ein Schwede. In einer fremdländischen Armee hatte er gedient und einen der blutigsten Feldzüge als schwerer Reiter mitgemacht. Dann war er nach England gekommen. Darin noch war er in Deutschland Arbeiter in einer Maschinenfabrik geworden. Mit dem Bein geriet er zwischen zwei Räder, und das Bein war amputiert worden bis zum Knie. Er war ein Krüppel für sein ganzes Leben und doch ein Mann voll Kraft und Schönheit.

„Wie gut haben's die Deutschen!“ klagte er. „Aber wir? Mein Bein ist fort, bald werde ich aus der Klinik entlassen. Worauf sich sonst die Kranken

freuen, das erschreckt mich. Wohin soll ich? Was soll werden? Habe ich mich bedankt, dann giebt man mir vielleicht eine Krücke und einen Stock oder auch nicht und führt mich an das Thor, oder man macht die Thüre auf und setzt mich draußen auf den Abweisstein. Adieu! Dann bin ich ein Vogel auf dem Zweig. Der kann hinfliegen, wohin er will. Ich stehe allein, mütterjeelenallein in Deutschland. Niemand kennt mich. Niemand hilft mir. Werde schon eine Hecke finden, hinter der ich ungeesehen sterben kann!“

So klagte der Mann, und seine Klage schnitt mir in das Herz, um so mehr, als sein Nachbar, der Verbrannte, so ganz ausgeföhnt war mit seinem Unglück, ja heiter und froh mitten in seinem Elend.

Wie war da zu helfen! Ich wendete mich hierher und dorthin um Auskunft, um Hilfe, um guten Rat. Letzteren bekam ich genug, auch viel „Wenn und Aber“, viel Bedauern und Zusage für spätere Hilfe, auch viel Lamentieren, daß man jetzt von allen Seiten mit Betteln überlaufen werde, auch manchen Tadel für den Unglücklichen, nämlich, daß er hätte vorsichtiger sein und es hätte sollen so oder so machen, viel Achselzucken, auch Hin- und Herschieben. Ja! es war ein Haufen Spreu und kein Körnlein der Hilfe stal darin. . . . Armer Schwede! Soll ich dir eine Harmonika kaufen oder das Geld für eine Orgel zusammenbetteln und soll dich auf die Jahrmärkte schicken und auf die Kirchweihen und auf die Landstraße, wo du von Stufe zu Stufe sinkst, vom Bier zum Branntwein? Nein, das wäre eine Hilfe zum Verderben. Verhungern sollst du nicht, betteln darfst du nicht, stehlen sollst du nicht!

Was nun mit dir, du armer Schelm, in dem fremden Deutschland? Deine Krankenrechnung wird wohl bezahlt. Aber wer steht dir ein für deinen körperlichen Schaden, für deine in der Arbeit erlittene Erwerbsunfähigkeit, du Invalide der Arbeit?

Eines Tages humpelte der Schwede auf seinen Krücken in meine Stube. Er war aus dem Spital entlassen. Aber er war nicht mehr ein Unglücklicher. Seine Augen blühten und leuchteten wie die des armen Grubenarbeiters.

„Es geht gut?“ fragte ich.

„All right, sehr gut!“ sprach er lachend. „Hören Sie nur: Reichshilfe auch für mich!“

„Trotzdem Sie Schwede sind?“

„Trotzdem ich Schwede bin: 66% meines Verdienstes als ständige Rente. Das macht jährlich so 800 M — Wer hätte das gedacht? Ohne das könnte ich am Wege sitzen und betteln, oder müßte stehlen oder müßte verhungern.“

Der Mann war unsagbar glücklich und dankbar.

Der Gegensatz zwischen seiner vorigen Trostlosigkeit, Verzweiflung und Traurigkeit und seiner jetzigen Freude war wirklich groß und herzergreifend. Hatte ich



an dem dankbaren Schachtarbeiter den Segen der Arbeitergesetze so recht deutlich gesehen, auch nach der Richtung hin, daß sie eine freundlichere Stimmung und Stellung der Arbeiter ermdglichen, so war das hier noch mehr der Fall.

Als der Mann schied, stimmte er ein hohes Lied an auf Deutschland und seine „Reichshilfe“, und das that meinem vaterländischen Sinne sehr wohl. Wird Deutschland gelobt, dann ist mir allemal, als ob ich selbst gelobt würde. Hartnäckig wie der lustige Grubenheimer gebrauchte auch der Schwede dieses Wort „Reichshilfe“, und darum soll es auch als Ueberschrift stehen über diesem kleinen Bericht aus dem Gebiete der Seelsorge.

Der Ursprung der Marseillaise.

Es war zu Anfang der französischen Revolution; auch der Maire von Straßburg, Charon Dietrich, war einer ihrer glühendsten Anhänger geworden.

Als Freund Lafayette's und wie dieser der Konstitution mit Leib und Seele ergeben, versammelte er allabendlich eine Gesellschaft Gleichgesinnter in seinem Hause und täglich wurde der Kreis größer, den er beim schäumenden Becher durch seine Freiheitsreden mit sich fort riß. Zu seinen täglichen Gästen gehörte ein junger Offizier Rouget de Lisle, der in Straßburg in Garnison war.

Als Poet und Musiker zugleich bildete er den Mittelpunkt der Gesellschaft und oft hatte er durch sein Talent die sinkende Begeisterung wieder belebt. Da kam der unheilvolle Winter 1792 und mit ihm die Hungersnot; täglich zogen Schaaren von zerlumpten, bleichen Gestalten, nach Brot schreiend, durch die Straßen Straßburgs. Auch das zu Beginn der Revolution so gastfreie Dietrich'sche Haus war verarmt.

Traurig und niedergeschlagen saßen die Freunde beim kärglichen Mahl. Die Frauen weinten; auch Rouget de Lisle, der „Liedermund“ war verstummt und hatte heut' nicht einmal ein Wort zum Troste.

„Es ist noch eine Flasche Wein im Keller,“ unterbrach Dietrich die Stille. „Leeren wir sie auf die Freiheit! — Wir werden bald in Straßburg ein patriotisches Fest feiern; wir brauchen ein Lied dazu, ein Lied, das die Menge entflammt und mit sich fortreißt! — Rouget soll aus diesem letzten Tropfen die Begeisterung zu einem Hymnus schöpfen, der in die Seele des Volkes die Trunkenheit überträgt, aus der er erstanden!“

Man holte den Wein herbei und füllte die Gläser von Dietrich und Rouget. Als beide die Gläser erklingen ließen, kehrte die Begeisterung noch einmal zurück und das eben noch so stille Gemach erbebt wieder von dem Ruf „Vive la liberté!“

Rouget starrte lange das Glas an, den letzten funkelnden Wein, wie die letzten Tropfen der verstegenden Hippokrene — dann trank er langsam, als gelobe er etwas dabei, bedächtig, als wäre es ein Zaubertank. — Es war spät und die Nacht war kalt. Rouget wurde träumerisch. — Sein Herz war bewegt, sein Kopf erhitzt; die Kälte überfiel ihn. Schwankend erreichte

er sein Zimmer. Dort sah er lange vor sich hin. Er suchte die Begeisterung in seiner nach Freiheit schmachtenden Seele; er entlockte seinem Instrumente dumpfe Töne, lose, unvermittelte Akkorde.

Bald fand er die Melodie ohne das Wort; bald das Wort ohne die Melodie. Er konnte die Musik von der Poesie nicht trennen, das Gefühl nicht von dem Ausdruck. Die schwankenden Gestalten seiner Phantasie nahen sich ihm, erdrückten ihn fast, ohne daß er sie in Worte oder Töne hätte kleiden können. Unter diesem beängstigenden Gefühle schief er ein.

Am andern Morgen, als der Tag kaum graute und er gestärkt erwachte, hatten Wort und Melodie sich von seiner schöpferischen Seele losgelöst; die Töne klangen an sein Ohr, die Worte entströmten seinen Lippen.

Er schrieb die Komposition auf und stürzte zu Dietrich. Dieser weckte seine Frau, daß sie ihm accompagniere, rief die Freunde herbei und so wurde die damals noch namenlose Marseillaise im Hause des Maire von Straßburg von Rouget de Lisle, dem Dichter und Komponisten, vor dem kleinen Zuhörerkreis gesungen. Man war entzückt; man weinte und lachte; man jauchzte und begeisterte sich; das Vaterland hatte seine Hymne gefunden.

Sie ahnten noch nicht, daß es auch der Hymnus des Schreckens werden sollte.

Dieses Straßburger Lied flog von Stadt zu Stadt. Nicht als ob eine Menschenbrust es gesungen — nein — als hätte der Finger des Zeitgeistes Aeolsharfen berührt, als hätten Geister der Luft es an jedes Ohr gesummt.

In Marseille eröffnete und schloß man jede politische Versammlung mit diesem Lied, und die Marseiller sangen es auch auf ihren Revolutionszügen durch Frankreich; daher der Name Marseillaise.

Die alte Mutter von Rouget de Lisle, eine gute Royalistin und fromme Katholikin, schrieb ihm: „Was hat es denn mit dem Gesang zu bedeuten, der von wilden Horden, die plündernd durch Frankreich ziehen, gesungen wird und die unsern Namen dabei nennen?“

Die Zeiten hatten sich geändert, die edle Freiheitsgöttin hatte sich in eine rasende Furie verwandelt. Auf dem Kleberplatz zu Straßburg stand die Guillotine und Dietrich war einer der ersten, der die verhängnisvollen Stufen betrat.

Sein Wunsch war in Erfüllung gegangen: Das Lied hatte die Trunkenheit, der es entsprungen, in die Seele des Volkes getragen. Empörte Volksmassen begleiteten ihn unter Absingung der Marseillaise zum Schaffot.

Rouget de Lisle wurde als Anhänger der Gironde verbannt und da er als Flüchtling in den Schluchten des Jura umherirrte, war es sein Lied, das wie der Tod hinter ihm herjagte, dem er mit Mühe entkam. „Wie heißt dieses Lied?“ fragte er einen Bauern.

„Die Marseillaise,“ antwortete dieser. So erfuhr er auf der Flucht den Namen seiner eigenen Schöpfung. Er wurde verfolgt von dem Enthusiasmus, den er erregt. Die Waffe kehrte sich gegen die Hand, die sie geschmiedet. H. B.

Berlin, 8. Septbr. „Der Roman eines Findlings“ überschreibt die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ folgende rührende Geschichte: Ein nur mit einem leichten Hemdchen bekleideter, zweijähriger Knabe war es, den vor etwa zehn Jahren an einem Winterabend Gäste des B.'schen Restaurants in der Auguststraße beim Betreten des Hofes im Schnee liegend fanden und den sie in das Lokal hineintrugen, wo die Frau des Wirtes sich des Kleinen annahm. Frau B. meldete nun den Fund des kleinen Burschen der Polizei, welche feststellte, daß der Knabe der Sohn einer Gefallenen sei, welche, in einem Hause der Linienstraße wohnend, am Tage vorher nach der Charité gebracht worden und die darauf im Krankenhaus verschieden war. Das B.'sche Ehepaar suchte nun nach Verwandten des Kleinen, welche jedoch erklärten, von der Waise nichts wissen zu wollen, jodaß B. entschlossen den Kleinen an Kindesstatt annahm und, wiewohl er mit Glücksgütern nicht sonderlich gesegnet war, seinen Liebling doch aufs sorgfältigste erzog. B. siedelte im Laufe der Jahre nach der Friedrichstadt über, wo er in einem feinen Weinrestaurant Geschäftsführer wurde. Hier verkehrte u. a. auch ein Rittergutsbesitzer v. P., der eines inneren Uebels wegen in Berlin ärztliche Hilfe suchte. Diesem erzählte eines Tages B. die Geschichte seines Pflegejohnes. Von diesem Tage an blieb Herr v. P. aus dem Restaurant fort, ohne daß B. sich das Ausbleiben seines Gastes erklären konnte. Vor etwa vier Wochen wurde B. von einem Notar ersucht, bei ihm vorzusprechen. Hier stellte es sich nun heraus, daß v. P. der Vater des Kleinen gewesen, der damals in Berlin als Einjährig-Freiwilliger sein Jahr abgedient und ein Verhältnis mit der Tochter seiner Zimmervermieterin gehabt, das nicht ohne Folgen geblieben. Das Mädchen hatte sich später einem liederlichen Lebenswandel ergeben und war aus der Wohnung der Mutter verschwunden, um in öffentlichen Ballotolen ihren leichtfertigen Lebenswandel fortzusetzen. Vor etwa acht Wochen ist Herr v. P. an einer Krebsoperation gestorben, und hat in seinem Testament seinem natürlichen Kinde ein Erbeil von 120 000 M vermacht, welches bis zu dessen Mündigkeit B. verwalten soll. Für Aufwahrung und bis jetzt verauslagte Erziehungsgelder hat der Verstorbene dem braven Adoptivvater 30 000 M hinterlassen.

Gemeinnütziges.

[Zur Verhinderung und Ueberwinterung von Tafelobst] giebt es kein geeigneteres Material als die Holzwohle. Sie wirkt gegen Fäulnis, erhält die Luft rein, schützt als schlechter Wärmeleiter vor dem Frost und erhält das Obst frisch. Wer seine Winteräpfel in gut gefügten, mit Holzwohle ausgefüllten Holzkränzen und mit Holzwohle zwischen den einzelnen Früchten und Schichten auf dem Speicher (nicht im Keller) aufbewahrt, der hat bis zu Oitern noch schönes Obst. Die verbrauchte Holzwohle ist noch zum Einlegen zwischen Fenster und Vorfenster, zum Einbinden von Wasserleitungsröhren, Brunnen u. s. w. sowie als Einstreu und zu Polsterzwecken zu verwenden, geht also nicht verloren.

